

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Bericht über die 15. (Arbeits-) Sitzung des II. Vereinsjahres

gezogen ist, und man zieht dann den Schalthebel, der die Maschine mit dem Anlasswiderstand verband, heraus. Soll die Maschine aus dem Betrieb herausgenommen werden, so geht das Verfahren seinen umgekehrten Weg. Bei dem Zusammenarbeiten der parallel geschalteten Maschinen muss darauf gesehen werden, dass jede Maschine die normale Spannung besitzt und annähernd den gleichen Stromteil in die Leitung schickt; um hierfür eine Kontrolle zu haben, sind Strom- und Spannungsmesser angebracht, die durch ihre Marken und den Zeiger den sie Überwachenden belehren. An die Darlegung des Maschinenbetriebes schlossen sich die Erläuterungen der Einrichtungen für die Sicherheit des Aussenbetriebes und für das Auffinden von Fehlern im Netze.

Sicherlich wird jeder von uns einen grossen Eindruck empfangen haben von der Bedeutung und dem Umfange dieses Werkes, und er wird verstehen, dass die Hoffnungen, welche die Techniker an die Elektrizität knüpfen, voll berechtigt sind.

Nach der Besichtigung vereinigte sich noch eine Anzahl der Teilnehmer im Leipziger Garten und hier gab unser Mitglied, Herr Sanitätsrat Dr. Thorner auf das Ersuchen des II. Vorsitzenden, Herrn Stadtrat Friedel eine kurze und klare Darstellung von dem Zusammenhange zwischen der Bewegung kleinster Massenteilchen und ihren verschiedenen Aeusserungen als Licht, Elektrizität, Wärme und mechanische Arbeit.

Bericht über die 15. (Arbeits-) Sitzung des II. Vereinsjahres

Mittwoch den 28. Februar 1894 abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr
im Bürgersaale des Rathauses.

1. Wasserwerke Müggelsee. Der 2. Vorsitzende, Stadtrat Friedel legte das von der Städtischen Verwaltung herausgegebene Prachtwerk, 18 Lichtdrucktafeln von Rückwardt nach Photographieen angefertigt vor, welche das grossartige Wasserversorgungswerk Berlins im Osten darstellen. Die Bauten sind dadurch originell und vorbildlich, dass sie Verwendbarkeit des spätgothischen märkischen Backsteinbaus für die verschiedenartigsten Bedürfnisse des modernen technischen Lebens überzeugend nachweisen.

2. Die Königs- oder Riesen-Weide von der Flottwellstrasse in Berlin. Vorsitzender Friedel zeigt eine vom Städtischen Obergärtner Weiss hergestellte Photographie der *Salix alba* am Schnittpunkt der Flottwellstrasse und des Schöneberger Ufers vor, welche in

der Nacht vom 16. zum 17. Januar d. J. auf Veranlassung des Vorsitzenden der Park-Deputation entfernt werden musste, weil sie innerlich durch und durch morsch nach bestimmter Aussage der zuständigen Sachverständigen gefahrdrohend geworden war. Herr Weiss schätzt das Alter auf 400 Jahr, was Herrn Friedel zu hoch erscheint: Der Baum galt als der dickste von Berlin; nach Weiss' Messung in der Zeitschrift „Bär“ Bd. XX Nr. 9 S. 109 hatte er 2,5 m Durchmesser und 7 m Umfang über der Erde und in 5 m Höhe noch 1,40 m Umfang.

Der 1. Beisitzer Dr. Bolle, bemerkt hierzu folgendes:

Das Ende der letzten von Berlin's alten Weiden.

Profanes, respectez ces troncs religieux;
Et quand l'âge leur laisse une tige robuste,
Gardez-vous d'attenter à leur vieillesse
auguste.

Delille.

Wieder Einer weniger von den wenigen noch Vorhandenen! Sehr Viele in Berlin werden die riesige Weide gekannt haben, die sich unfern des Kanals am Kreuzungspunkt des Schöneberger Ufers mit der Flottwellstrasse an der Stelle erhob, wo früher das Karlsbad blind endete. Dieser in mehr als einer Hinsicht denkwürdige Baum hat aufgehört zu sein. Derselbe ist im Auftrage der städtischen Gartenverwaltung in der Nacht vom 16. auf den 17. Januar d. J., nach vorangegangener Kappung seiner Äste, durch die Feuerwehr gefällt worden.

Der städtische Obergärtner Herr Weiss hat die Fällung geleitet und das Personal dazu gestellt. Abgesehen von Furcht vor der Möglichkeit einer Gefährdung menschlichen Lebens, die von dem Sturz eines so gewaltigen und hohen Stammes unzertrennlich scheint, hätten unsere Nerven uns nicht erlaubt, der Execution trocknen Auges beizuwohnen.

Die Reichshauptstadt, obwohl zur Stunde durch Neupflanzung vielleicht baumreicher als früher, besitzt dennoch nur wenig mehr von jenem Baumschmuck, welcher sie einstmals zu einer Gartenstadt ersten Ranges gemacht hatte. Es wird mehr als eines Jahrhunderts bedürfen, um etwas dem Früheren Ähnliches, unter ungünstiger gewordenen Wachstumsverhältnissen, wiederherzustellen. Muss es da nicht jeden eingeborenen Baumfreund wie mit einem schmerzlich empfundenen Schlage durchzucken, wenn das Gekrach eines stürzenden Riesenstammes an sein Ohr schlägt? Empfindet er dann nicht peinlich, dass wiederum ein Stück altberliner Lebens ihm verloren gegangen sei.

Die Alten glaubten dem von frevler Hand vernichteten Baum Blut entquellen zu sehen. Nicht die Dryade ist es, die jetzt dabei blutet, wohl aber bluten oftmals die Herzen derer, welche ihre alten Lieblinge unerwartet verschwinden sehen, diese Urbäume an die sich für das feinere Gefühl die schwer zu vermissende Kette vieljähriger Erinnerungen anschloss.

Die in Rede stehende Weide, der Species *Salix alba* L. angehörig, war von so mächtigen Dimensionen, dass sie von Unkundigen mehr als einmal für eine Pappel gehalten worden ist. Sie bot mit ihrem straff nach oben gerichteten Geäst nicht ganz den lieblichen Anblick dar, welcher sonst der anmutig pendulierenden Krone unserer Silberweiden eigen zu sein pflegt. Auch war sie, obwohl nach aussen hin unversehrten Stammes, über die Jahre hinaus, wo ein Baum schön ist; manch dürrer Ast verriet an ihr beginnende Hinfälligkeit. Dabei erwies sich ihre Stellung zwischen Strassenfront und Eisenbahn als eine seit lange schon ungünstig gewordene. Dennoch war und blieb der Baum eine kostbare, der Schonung werthe Reliquie der Vergangenheit, jetzt von so Manchem, wie ich das aus Zuschriften und Anreden ersehe, als ein Verlust betrauert.

Es war ja nur eine Weide! wird man mir von anderer Seite her erwiedern. Ist aber jener Gemeinplatz, der unsere Gehölze in edle und unedle scheidet und Weide wie Pappel der letzteren Kategorie zu-erkennt, ein in der Natur begründeter? Wir bezweifeln dies und erblicken mit Recht in jedweder Spezies, wie verschieden ihre Entwicklung auch von der anderer sein mag, den Ausdruck gleichberechtigten Pflanzenlebens, die Verkörperung eigenartiger spezifischer wie individueller Schönheit und des daraus sich ergebenden Stimmungsbildes. An rechter Stelle stehend und von Menschenhand unverstümmelt, kann auch die Weide an Kraft und Anmut mit der Aristokratie unseres Waldes, mit Eiche, Linde und Buche, wetteifern.

Die Unsere war gewissermassen historisch, wenn auch nicht als Zeuge besonders merkwürdiger Ereignisse aufzufassen. Sie schien das erst langsame, dann stärker und stärker pulsierende Wachstum Berlins uns vorführen zu wollen; dazu kam bei ihr ein Beigeschmack literarischen Rufs, den zu kennen man freilich von denen, die sie zu Fall gebracht haben, kaum erwarten darf.

Als letzter der Berliner Baumkolosse gleicher Art, verdient sie einen Nachruf schon aus dem Grunde, weil sie Eingang in die Literatur gefunden hatte. Ein Rodenberg, ein Friedel, zuletzt noch ein Ludwig Pietsch, haben ihrer rühmend gedacht und durch unseren geschätzten Mykologen, Professor Magnus, ist sie im Sinne der Pflanzenphysiologie ins Auge gefasst worden:

Ausserhalb der Mauern Berlins, dem Gewässer nah, das der Schafgraben hiess, erwachsen, stellt sie sich uns als ein verlorener Sprosse jener städtischen Weidenvegetation dar, die mit der schwellenden Üppigkeit ihres Wuchses für die schöpferische Urkraft des mit Unrecht verschrieenen märkischen Bodens gleichsam Zeugnis ablegen wollte. War sie ferner nicht auch noch der letzte lebende Repräsentant jener bewundernswürdigen Uferbekleidung des uns nachbarlichen Flusses, der Fremde, wie Einheimische von jeher liebevolle Verehrung gezollt haben?

Es genügt, allen Anderen voran, den unsterblichen Dichter von Paul und Virginie, Bernardin de St. Pierre, zu nennen, der vor mehr als einem Jahrhundert den ragenden Weiden unserer Spreeborde warme Worte der Bewunderung gewidmet hat. Es kann nicht schaden, jene vaterländische Leuchte der Geologie, Leopold von Buch, zu citieren, der, als es galt, die Olivenpracht einer canarischen Insel zu schildern, keinen glücklicheren Vergleich zu wählen wusste als den ihm vertrauter Stralauer Weiden.

Das vorige Jahrhundert hindurch verdiente unser Weidendamm, jetzt baumlos, seinen Namen mit Recht weil er, als vielbesuchte Lieblingspromenade der damaligen Berliner Gesellschaft, in der That im Schatten gigantischer Weidenbäume am Strome hin verlief.

Schwache Spuren dieses einst fashionablen Baumgangs, unter welchem ihrerzeit alle Grössen unserer aufblühenden Vaterstadt gewandelt sind, verschwanden erst vor Kurzem. Noch 1885 standen am Quai flussabwärts vom alten Unterbaum, der jetzigen Kronprinzenbrücke, 13 Weiden wahrhaft ungeheurer Grösse. Diese waren 1887 bereits auf vier zusammengeschrumpft; wenig später verschwanden auch diese letzten. Ohne Ausnahme waren sie überständig gewesen, allein sich mit der Lücke, die sie hinterliessen, zu befreunden, hat doch eine gute Weile in Anspruch genommen.

Wir verkennen die schwierige Lage unserer städtischen Gartenverwaltung, solchen Eventualitäten gegenüber, bei denen es sich um Massregeln für die öffentliche Sicherheit handelt, keineswegs. Immer werden, wo ein Konflikt zwischen ihnen und nahe wohnender Menschheit sich einstellt, die Bäume das Feld zu räumen haben; immer auch wird es schwierig sein, das Gleichgewicht zwischen ländlicher Idylle und städtischem Interesse aufrecht zu erhalten. Allein sollten sich nicht auch Mittel und Wege finden lassen, bei gutem Willen derartige oft nur anscheinende Gegensätze in möglichst schonender Weise zum Ausgleich zu bringen?

Die letzten Lebenstage unserer Silberweide vom Schöneberger Ufer haben übrigens ihre kleine Geschichte, die erzählt zu werden verdient. Von Vielen geliebt, Anderen ein Dorn im Auge, wurde sie lange gegen andrängende Gegner vom Kgl. Polizei-Präsidium in Schutz genommen. Genannte hohe Behörde ging in lobenswerter Baumfreundlichkeit soweit, dass sie einen der ersten Kultivateure Berlins, unseren jetzt seligen Gärdt, den vieljährigen Hüter der Borsigschen Gartenanlagen, mit einem Gutachten über Sein oder Nichtsein des Baumes beauftragte. Dasselbe fiel, wie sich erwarten liess, zu Gunsten der Angeklagten aus. Dies ist es, was, Dank dem selbst schon dem Heimgange Zuschreitenden, der Todeskandidatin noch eine kurze Spanne lang das Dasein gefristet hat.

Da indess wir Baumfreunde bei streitigen Fragen uns fast immer

in einer, wenn auch respektablen Minorität befinden, so hat nach Verlauf weiterer zwei Jahre trotzdem die entgegengesetzte Ansicht den Sieg davongetragen, um so mehr da eine solche sich von städtisch-gärtnerischer Seite, nehmen wir an wenn auch nicht einstimmig, unterstützt sah. Seltsam und wie eine Ironie des Schicksals klingend erscheint es, dass gerade diejenige hervorragende und des höchsten Lobes würdige Persönlichkeit unserer öffentlichen Parkverwaltung, welche vor wenig Jahren erst den nunmehr vervehten Weidenbaum „einen besonders ehrwürdigen Veteranen“ genannt hatte, das Todesurteil desselben, gewiss widerwillig, besiegeln sollte. So sehen wir selbst die grössten Baumverehrer vor dem Druck der Umstände zuletzt kapitulieren.

Besorgnis vor bei etwaigem Windsturz möglicher Gefährdung von Menschenleben und Menschengut hat zuletzt den Ausschlag gegeben. Die Probe wäre von dem vier Wochen darauf rasenden Orkan leicht zu erwarten gewesen.

Zugestanden: der Stamm war kernfaul, weshalb auch vermöge einer Zählung von Jahresringen das Alter des Baumes nicht zu ermitteln gewesen ist. Ist dies indess bei alternden Weiden nicht fast regelmässig der Fall? Sieht man nicht allerorten, besonders Kopfweiden, die hohl und beinah nur noch aus der Rinde bestehend, dennoch fröhlich fortgrünen? Selbst grössere können, zumal unter angewandter Vorsicht, hinsichtlich welcher Verankerungen zu Gebot stehen, noch sehr lange erhalten bleiben. Es war Gärdts Absicht gewesen, durch ein Gleiches sowohl den Baum zu schützen als auch jedem durch ihn möglich gewordenem Schaden vorzubeugen.

Bemerkenswert ist, dass sich in den Gabelungen des massiven Geästs eine eigentümliche Ansammlung erdiger Substanzen, entfernt an Torfbildung mahnend, vorgefunden hat. Mit der Zeit würde sich ein epiphytischer Pflanzenwuchs darauf entwickelt haben, immerhin ein freundlicheres Bild als wenn wir, zeitgemässer Strömung folgend, in vermorschender Krone eine Brutstätte von Bacillen zu befürchten gehabt hätten. Wir sind so glücklich einer näheren Beschreibung jenes wohl von vieljähriger Anhäufung des Strassenstaubes herrührenden Phänomens aus der so kompetenten Feder des Herrn Stadtrat Friedel entgegensehen zu dürfen.

A quelque chose malheur est bon. Der Fall unserer Weide, die noch 100 Jahr hätte dauern können, hat wenigstens eine gute Folge gehabt. In Erwägung des bedrohlichen Schwindens älterer intramuraler Baumvegetation hat eine löbliche städtische Parkdeputation kürzlich den Entschluss gefasst, die Existenz der noch übrigen Reste einer solchen mit stärkeren Kautelen als bisher zu umgeben. Fälle plötzlich eintretender Gefährdung abgerechnet, soll in Zukunft das etwa in Anregung kommende Entfernen älterer oder historischer Bäume der ernstesten und fürsorg-

lichsten Betrachtung unterliegen, auch fortan nur nach einem *in pleno* zu fassenden Beschlusse Genehmigung finden.

Zum Schluss möchten wir der bildenden Gartenkunst gegenüber einen Warnungsruf ertönen lassen. Beim Klang der jetzt an so mancher klassischen Stelle unserer Nachbarschaft lebhafter als sonst arbeitenden Axt, mögen ihre Meister und Jünger eingedenk sein, dass es sich gelegentlich der Fortnahme von durch Alter ehrwürdigen Bäumen, seien



es einzelne oder Massen derselben, noch um etwas mehr als um die rein gärtnerisch - ästhetische Wirkung handelt. Bäume sind keine blosse *anima vilis*, vielmehr lebenskräftige und des Lebens würdige Organismen, die dem Herzen vieler nahestehen können und der Ehrfurcht aller guten Menschen gewärtig sind. Ihr ornamentaler Wert ist abzuwägen gegen den historischen und den in der Pietät Tausender von Mitlebenden wurzelnden subjektiv-gemütlichen. Im Gegensatz hierzu ist es in der Mark öfters vorgekommen, dass gerade die zum Baumschutz Berufenen,

insbesondere Verschönerungsvereine, sich, leichten Herzens, am schwersten am Baumwuchs versündigen durften.

Fürst Pückler, der doch gewiss mit der Axt zu dichten verstand, hat freimütig eingestanden, Erinnerung an eine Anzahl von ihm weggenommener älterer Bäume, deren Rettung bei reiflicherer Überlegung möglich gewesen, habe ihn Jahre hindurch reuevoll verfolgt, ein andermal habe er 9 Jahre lang darüber nachgesonnen, ob ein Baum bei Muskau zu entfernen sei oder nicht, bis derselbe zuletzt, trotz gegenteiliger Überzeugung von Seiten des Fürsten, doch stehen geblieben sei.

Hut ab vor dem Natursinn und vor dem Zartgefühl eines so genialen Mannes. Wie schade, dass von solchen Vorzügen nicht viel auf unsere Zeit gekommen zu sein scheint.

Angabe der Dimensionen dieser Weide: Durchmesser dicht über dem Erdboden: 2,5 Meter; Umfang 7 Meter.

20. Februar 1894.

Die beifolgende Abbildung des Baumes, den man auch Königs-Weide genannt hat, seitdem sich Kaiser Wilhelm I. für die Erhaltung des Veteranen interessierte, stellt letztern dar, wie er, unbelaubt, kurz vor dem gewaltsamen Ende aussah, welches ihm, da er entschieden Gefahr drohte, leider nicht erspart werden konnte. Bald darauf trat der viel besprochene verheerende mehrtägige Orkan ein, welcher einen wahren „Havoc“ unter unseren Bäumen anrichtete. Wäre die Weide durch denselben umgeworfen worden, so hätten leicht dadurch Menschen erschlagen werden können.*)

Demnächst sprach, im Hinblick auf die neuerdings vielfach erörterten Pferderennen und Wetten, der I. Schriftführer Ferdinand Meyer über

Ältere Pferderennen in Berlin.

Die Einführung derselben wird dem Herzog von York zugeschrieben, welcher das „englische Vergnügen“ gelegentlich seiner hier selbst erfolgten Vermählung mit der Prinzessin Friederike v. Preussen nach Berlin „verpflanzt“ hätte. An einem Juli-Vormittage des Jahres 1791 fand das Rennen auf dem Manöver- (Tempelhofer-) Felde statt. Die Volksmenge, so heisst es, jubelte dabei den preussischen Offizieren zu, welche Sieger blieben — es waren dies Graf Medem von den Garde du Corps, und die Lieutenants von Schack und von Alvensleben vom Regiment Gensdarmes, — während man die englischen Offiziere auspiff.

Es muss dieser Sieg um so grössere Anerkennung finden, als in England die Wettrennen bereits zur Römerzeit Eingang gefunden hatten,

*) Das Cliché zu der beifolgenden Abbildung, angefertigt nach einer Photographie des städtischen Obergärtners Weiss verdanken wir der Güte der vaterländischen Zeitschrift „Der Bär“.

seit 1160 eine der wesentlichsten Volksbelustigungen bildeten und in den Chester-Rennen eine Weltberühmtheit erlangten. Nach englischem Muster wurden sie zu Anfang unseres Jahrhunderts auch in Deutschland als Herren-, Offiziers-, Jockey- und Bauern-Rennen dauernd eingeführt.

In Berlin geschieht übrigens des Pferderennens bereits vor nunmehr vierhundert Jahren Erwähnung, nur dass dasselbe nicht wie bei den Engländern kultiviert wurde, vielmehr gänzlich eingegangen zu sein scheint. Wenigstens wird seiner von den Chronisten, die doch weit geringfügigere Tagesbegebenheiten in unserer guten Vaterstadt gewissenhaft registrierten, nicht gedacht.

Versetzen wir uns in die Regierungszeit des Kurfürsten Johann (Cicero) zurück, welcher nur zeitweilig in seinem Schlosse zu Kölln an der Spree residierte, so fanden während seiner Anwesenheit Bankette, Jagden und Turniere bei Hofe statt, an denen die Bürger sich als Zuschauer ergötzten, im übrigen aber bei ihren Zunftversammlungen, an Hochzeiten und Taufgelagen, Tänzchen und — wie schon erwähnt — auch am Pferderennen sich vergnügten.

Letzteres geht aus einer Verordnung des Kurfürsten an den Rat von Berlin und Kölln, d. d. Arneburg (in der Altmark), am „Dienstag nach Jubilate“ (22. April) 1494 hervor, welche lautet:

„Lieben getrewen. Ewer schreyben haben wir vormerkt, vnd ist unser meynung, dass die ausschreyben an die von Leiptzk (Leipzig?) vnd anderswo von den von Berlin vnd Collen wegen geschehen, doch dass die von Berlin das Rennen der pferd zum Berlin halten.“

Wie bereits angeführt, finden sich bis zu dem Rennen im Jahre 1791 keine weitere Mitteilungen vor. Dann erst heisst es in einer Schilderung des Berliner Volkslebens, aus dem Jahre 1830, dass sich den beiden Hauptvolksfesten des Stralauer Fischzuges und des Schützenplatzes in der neuesten Zeit eine andere Lustbarkeit, das Pferderennen, angeschlossen habe und aller Wahrscheinlichkeit nach auch für die Zukunft jährlich stattfinden werde. Der Charakter dieses Festes sei jedoch ein ganz anderer, als der, welcher den beiden vorherwähnten eigen sei. An dieser Lustbarkeit (heisst es weiter) nehmen der König und sein Hof, der hohe Adel und alle diejenigen Privatpersonen teil, welche bei jenem Hauptzweck ein Interesse haben. Die Preise für die besten Rennen werden grossenteils vom König selbst und den höchsten Personen ausgeteilt. Dabei findet die Beobachtung aller derjenigen Gebräuche statt, die bei solchen Festlichkeiten herkömmlich sind (jedenfalls noch mit Ausschluss der heutigen „Buchmacher“). Das Volk verhält sich mehr passiv, da die Teilnahme an den Rennen mit Kosten verknüpft ist, die nur der Begüterte aufzubringen vermag.

Soweit die Schilderung.

In's Leben gerufen wurden die damaligen Rennen, seitdem der

durch Kabinets-Ordre vom 30. Juni 1828 mit Korporationsrechten ausgestattet „Verein für Pferdezucht und -Dressur“ unter dem Protektorat des Königs in's Leben getreten war. Die Mitglieder bestanden grossenteils aus Gutsbesitzern, Militärs und Civilbeamten oder solchen Privatpersonen, die mit der Neigung für diesen Zweig inländischer Kultur zugleich die Mittel verbanden, thätig für ihn wirken zu können.

Der Rennplatz befand sich anfänglich auf dem Terrain des Ritterguts Lichterfelde; von dort erfolgte im Jahre 1835 seine Verlegung nach dem zwischen der Chaussee und der Potsdamer Eisenbahn sich ausbreitenden Teile des Tempelhofer Feldes, woselbst alljährlich zur Zeit des Wollmarktes, im Juni, die Vereinsrennen veranstaltet wurden. Mit dem Entstehen der Anhalter Bahn, im Jahre 1840, fanden die Rennen auf dem östlichen Teile des Feldes bis zum Jahre 1867 statt, in welchem die Auflösung des Vereins erfolgte. Seine Mitglieder traten in den „Unions-Klub“ über — die Rennen wurden nach Hoppegarten verlegt.

3. Sodann hält Fräulein Elisabeth Lemke einen mit lebhaftem Beifall begrüßten Vortrag über

volkstümliches Spinnen und Weben,

den wir am Schlusse des Berichtes bringen werden.

4. An den Lemkeschen Vortrag knüpft Stadtrat Friedel erläuternde Bemerkungen über die zur Illustrierung ausgestellten volkstümlichen Spinn- und Webegeräte des Märkischen Provinzial-Museums.

Aus der Alt-Steinzeit, aus der dem Diluvium angehörigen palaeolithischen Epoche, haben sich Darstellungen des Menschen auf Bein und Stein mit sicherer Hand gezeichnet im Süden und Südwesten Europas erhalten. Der Mensch wird hier auffallender Weise unbekleidet dargestellt. Da sich auch sonst Spinn- oder Webe-Geräte aus dieser entlegenen Periode nicht erhalten haben, so wird man die Textilkunst als noch nicht bekannt bezeichnen müssen.

Die Entwicklungsphasen, welche die Textilkunst vom Rohsten zum Verfeinerten durchläuft, kann man zeitlich sondern, in die Bereitung des Filzes (des Zusammendrückens und Zusammenschlagens nachgiebiger Stoffe zu einem gewissen Verbands, von vielen Thieren, namentlich von unzähligen Vögeln beim Nestbau geübt), in die fernere Phase der Herstellung von Flechtwerk, einer ebenfalls sehr alten Übung, die aber schon zum „skillfull labour“ werden kann und in das eigentliche Weben, wie es uns das ebenso bewunderte wie verhasste, manchem Abscheu erregende Geschlecht der Arachniden vorbildlich zeigt.

Dieses Weben setzt aber das Spinnen d. h. die kunstgerechte Zubereitung eines Fadens voraus.

Die vom Märkischen Museum heut vorgelegten Objekte gehören von einigen älteren Wirbelsteinen abgesehen, sämtlich der neuerlichen

Zeit an. Es sind Handspindeln d. h. Spindelstäbe, an denen zum Teil noch der Flachs sitzt mit den daran befestigten eben erwähnten Wirtelsteinen. In der Provinz Posen, in Polen und den Ländern der Stefanskronen werden dergleichen primitive Geräte noch jetzt angefertigt und gebraucht. Aus der Provinz Brandenburg ist mir die Benutzung derselben in der Gegenwart nicht mehr bekannt.

Dahingegen fertigen unsere Schulkinder noch jetzt — auch hier in Berlin — Webegeräte der Art, wie ich sie vorlege an und weben sich damit hohle Schnüre zu Pferdeleinen zum Spielen, Uhrketten, Halsbänder und dergleichen, auf durchbohrten Korkscheiben mit 4 oder 5 eingesteckten Stecknadeln, an denen der bunte Wollenfaden befestigt wird.

Zum Bandweben benutzen die Kinder bei uns — wiederum auch in Berlin — noch jetzt Brettchen, die kammartige Zähne haben, welche auf allen 4 Seiten mit einem Rahmen umschlossen sind, zum Weben von bunten Bändern. Ich lege Exemplare aus Oderberg i. M. und aus dem Spreewald vor. Haben die Kinder dergleichen Rahmen nicht, die sich mit dem Laubsäge-Apparat herstellen lassen, so nehmen sie möglichst grosse Pferdekämme dazu, deren Zinken unten durch ein Querholz verbunden werden. Sehr auffallend ist es, dass diese uralte Gepflogenheit des Schnur- und Bandwebens vorzüglich von Knaben betrieben wird.

Die primitivste Art der Weberei ist diejenige, welche nur mit den blossen Fingern ohne irgend ein Instrument geübt wird. Meine Tochter Gesa Friedel legt Ihnen eine Plattschnur vor, welche sie auf diese Weise in rot und weissem Muster für die „Brandenburgia“ und zwecks demnächstiger Aufnahme des Machwerks im Märkischen Museum hergestellt hat. Man benutzt dazu 6 Finger, je 3 von jeder Hand und verwebt 2 Fäden, gewöhnlich zwei aus mehreren Fäden zusammengesetzte Strähnen. Während der Apparat mit Kork und Nadeln eine hohle Schnur darstellt, deren einzelne Teile hintereinander verschiedenfarbig ausfallen, erst ein blauer Teil, dann ein roter, dann ein weisser u. s. f., werden bei der geschilderten Finger-Weberei die Fäden überhaupt bunt durcheinander geschlungen. Meine Tochter sah diese Art von Weberei vor drei Jahren in und bei Lübeck von Bauerkindern ausüben, die auf diese Weise haltbare Uhrketten herstellen. Unser Mitglied, Lehrer Monke teilt mir mit, dass er diese Uranfänge der Textilkunst bei Kindern im Osthavelländischen Kreise noch vor wenigen Jahren im Schwange gesehen, zur Herstellung von Ketten, Peitschenschnüren, Schlüsselbändern und zum Befestigen des Griffels oder Schwamms an der Schiefertafel. Die Schnüre können rund oder platt nach Belieben hergestellt werden.

Der Vortragende schloss damit, dass er noch mehrere altertümliche Weberschiffchen aus der Provinz Brandenburg vorlegte, welche letztere ihren guten Ruf als eine „webende Landschaft“ bis auf den

heutigen Tag, insbesondere in den zur Niederlausitz gerechneten Teilen, siegreich und erfolgreich bewahrt hat. Möchten auch unserer engeren Heimat die soeben durch Vertrag neu erschlossenen Handelswege und Absatzgebiete bis in den fernen Osten unseres Erdteils hinein zum Segen und Vorteil gereichen.

Nach dem Schlusse der Sitzung fand ein geselliges Beisammenbleiben im Ratskeller statt.

Die ältesten Spinn- und Webegeräte.

von Elisabeth Lemke

Geehrte Anwesende! Anknüpfend an meine vorjährigen Mitteilungen über die ältesten Nähadeln werde ich mir erlauben, Ihnen ein kleines Bild zu entwerfen, welches die ältesten Spinn- und Webegeräte — insbesondere diejenigen der Mark Brandenburg — zum Gegenstande hat.

Ich wies damals auf die so naheliegende Meinung hin, dass der Mensch — als er überhaupt anfang, sich zu bekleiden, — zuerst in die (ihm von der Altmeisterin Natur ziemlich bequem vorbereitete) Haut eines erschlagenen Tieres geschlüpft sein und sich mit einem Gerät begnügt haben mag, das zwar als der Vorläufer der Nähadel angesehen werden muss, im Grunde aber durch jeden beliebigen spitzen Körper — Dorn, Knochen, Stein u. s. w. — vertreten sein konnte.

Wenn es lange, lange Zeit hindurch genügt haben wird, Schmür- und Bindelöcher in dem anspruchslosen Gewande herzustellen, so änderte sich mit der heraufdämmernden Kultur unendlich Vieles auch auf dem hier in Rede stehenden Gebiete.

Spinnen und Weben gehören so sehr zusammen, dass es als geboten erscheint, Beides gemeinsam zu berücksichtigen. Beides aber verliert sich in einer uns unerreichbar bleibenden Ferne. Wir sind genötigt, einerseits die der Vorgeschichte angehörenden Funde auf ihre Zeitstellung hin zu prüfen, um die Entwicklung der Geräte kennen zu lernen, andererseits Vergleiche mit Thatsachen, welche die Gegenwart uns bietet, vorzunehmen. Das sind Aufgaben, welche ehrliche Arbeit verlangen. Handelt es sich doch um Urkunden unseres Kulturlebens!

Sehr treffend sagt Moriz Hörnes in seinen „Grundlinien einer Systematik der prähistorischen Archäologie“ *): „Der prähistorische Mensch verstand die Kunst der Selbstdarstellung noch nicht. Er hat uns keine kanonischen Werke hinterlassen, die unser Urtheil stützen, aber auch

*) Zeitschrift für Ethnologie, 1893, S. 49.